

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

86. Mittwoch, am 26. October 1842.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Taschenbücher.

6) Novellen-Almanach für das Jahr 1843.

Herausgegeben von Carl Gödecke. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1843. (gr. 8. 382 S.)

Eine neue Erscheinung auf diesem Gebiete. Anspruchslos, ohne allen äußeren Bilderschmuck, bloß in sehr anständigem Hauskleide aber durch den gutgewählten Inhalt gewiß überall willkommen. Der Herausgeber ist mehr als gründlicher Beurtheiler, denn als Novellist bekannt, aber in seiner Novelle, die Kluge Frau, welche den Schluß dieser Sammlung bildet, zeigt er sich auch in dieser Beziehung sehr lobenswerth. Die Kluge Frau ist in ihrem einfach wohlthuenden Wesen so charakteristisch dargestellt, daß uns die allerdings etwas eigenthümliche Erscheinung doch völlig vertraut wird und die Kur des Junker Max, die sie bewirkt, ist in allen analogen Fällen sehr empfehlenswerth. In ähnlicher Haltung ist auch die Erzählung einer Wartefrau, von der Baronin v. B. (Bissing) vorgetragen, der wir aber durch den so tiefinnigen Ton, in welchem sie gehalten ist, durch die kunstvoll und doch so natürlich fortschreitende Entwicklung und die Reinheit des Sinnes, der überall in ihr vorleuchtet, noch den Vorzug geben würden. M. Sonek stellte nur ein kleines Bild, die Witwe, auf und flocht auch hier einige Episoden ein, wodurch für die Hauptpersonen zu wenig Raum übrig bleibt. Phantastischer ist Dreierlei, von George Schirges, wie schon der Titel zeigt. Wir finden einen schmutzigen abergläubischen Buchhändler in Contact mit zwei jungen Männern, einem Musiker und einem Dichter, von denen der Letztere selbst Seite 133 sagt, daß die Zeit gekommen sey, wo der Welt Schmerz auch in das dürre Holz gedrungen sey und die jegige Welt philisterhaft, scheelsüchtig, quacksalbermäßig, altklug, schmutzig, verblühen nennt. Die schöne Nichte Lucie bringt glücklicherweise Alles wieder in's Gleiche. Die Novelle Giusto, von Friedrich Boigt's, ist vollter Handlung und Verwicklung, daher die Neugier un- gemein spannend und am Schluß erfreulich befriedigend. Doch scheint es uns, als sey die erste Hälfte für ein Gemälde in größerem Umfange bestimmt gewesen und um das

Ganze für den gegebenen Raum zu beschränken, habe der Verfasser mit der zweiten etwas skizzenhaft verfahren müssen. Eduard Wedekinds der Pendelgraf, eine Novelle für Naturforscher, endlich überlassen wir in ihren physiologischen Auseinandersetzungen und der Möglichkeit einer Pendelmanie wie der des Grafen billig denen, für welche sie bestimmt, und bemerken bloß, daß die Verkleidung des weiblichen Lieutenants uns etwas sehr gewagt schien. An geistreichen Hypothesen und Abschweifungen in verschiedene Kunstgebiete fehlt es der Novelle übrigens nicht. Und somit dürfte dieser Almanach eine würdige Stelle unter seinen Zweckverwandten einnehmen. —
Th. Hell.

Blutige Fußstapfen. Armesünder-Geschichten von Ladislaus Tarnowski. 2 Bände. Braunschweig, bei G. C. E. Meyer sen. 1842.

Criminalgeschichten werden immer ihre Leser finden und zwar nicht bloß unter dem sogenannten Leihbibliotheken-Publicum, sondern auch unter den feiner Gebildeten, bei denen eine Vorliebe für Graus und Mord mindestens nicht vorauszusetzen ist. Der neue Pitaval von Hitzig und Willibald Alexis bearbeitet, von welchem so eben der zweite Band erschien und dessen Fortsetzung versprochen wird, zeugt dafür.

Herr Ladislaus Tarnowski theilt in den uns vorliegenden beiden Bänden mehrere sehr interessante Armesünder-Geschichten mit, von denen sogar „Potsdam den 4. April 1817“ ein doppeltes Interesse erregt und bis zum Schluß die Aufmerksamkeit des Lesers in steter Spannung erhält. Dieß ist auch mit der letzten Erzählung des ersten Bandes: der Edelmann als Delinquent, so wie mit der ersten des zweiten Bandes (die sieben Hiebe der Wiedervergeltung) der Fall. Die letzte Erzählung des zweiten Bandes, der Dichter auf dem Schaffott, ist ein furchtbares Nachtstück in Novellenform auf historischem Grunde basirt, wogegen die beiden Geschichten im ersten Bande: „Der Hornschleifer und das Menschengelächter“ sowie die vom „Glockengießer zu Breslau“, in's Gebiet der Sage hinübergreifen.

Hierdurch — (daß in einigen Geschichten Wahr-
heit und Dichtung vereinigt wurde,) unterscheidet sich
zumeist Herrn Tarnowski's Buch von dem der
Herrn Hitzig und W. Alexis; und nicht wie das der
letzten genannten Herren wird es daher den eigentlichen
Criminalisten ansprechen, gewiß sich aber in andern
Kreisen ein großes Publicum gewinnen, da die Darstel-
lung lebhaft, anregend und natürlich ist.

Grotesken, von E. F. Grünwald. Nebst einem
Genrebild. Darmstadt, 1842. Hofbuchhandlung
von G. Jonghaus. (kl. 12. 25 Seiten.)

Ist der Verfasser des vorliegenden Werlchens der
bekannte tüchtige Genremaler Grünwald? — fast
scheint es so, denn der dem Büchlein vorgedruckte Stahl-
stich ist, was Erfindung und Ausführung anbelangt,
allerliebste und beurkundet einen wackeren Meister
seines Fachs. Was aber nun die Grotesken sel-
ber betrifft, so können wir, so leid es uns thut, kein
günstiges Urtheil darüber fällen.

Der Dichter läßt einen verliebten Kasimir singen:

„Blumen kann wohl Jeder bringen,
Doch nicht Jeder ein Gedicht.“

Das hätte sich Herr Grünwald zu Herzen nehmen
und nicht durch das unglückliche Erzeugniß seiner Muse
die Zahl der schlechten Gedichte vermehren sollen.

Was Herr Grünwald eigentlich mit seinem Kupfer-
stecher „Valentin“ dem sein Meisterstück verun-
glückt ist, so wie mit seinem Lucifer, Babilio
— kurz, was er mit den Grotesken in Bausch
und Bogen eigentlich wollte, mag außer Herrn
Grünwald selber höchstens nur noch der wissen, der
Herz und Nieren prüft! — Ich unglückseliger Recen-
sent, der ich doch sonst nicht auf den Kopf gefallen bin,
habe hier vergeblich hin- und hergesonnen, um irgend
einen Sinn aus diesem Gewirre herauszufinden.

Daß Herr Grünwald so eine Art Kunstmaler-
Faust vorgeschwebt habe, glaubte ich endlich annehmen
zu dürfen, denn Goethe's Faust muß höllisch her-
halten, so beginnt z. B. gleich die Zueignung:

„Wie öfters man aus seines Zimmers Enge
Hinaus sich sehnt nach Berg und Wald und Flur,
So sehnt' ich mich nach Dir, an der ich hänge
Mit vollem Herzen, liebliche Natur.
Geschieden von dem tobenden Gedränge
Fand ich in Dir den wahren Frieden nur. —

Die erste Scene beginnt in Lucifer's Kloist:

Lucifer:

„Wer ließe sich vor tausend Jahren träumen
Daß die Cultur zur Hölle sollte dringen?“

Herr Grünwald will nämlich sagen: „Wer hätte
es sich vor tausend Jahren träumen lassen, daß die

Cultur selbst bis in die Hölle dringen würde?“ Aber
Herr Grünwald versteht, wie so mancher wackere Maler,
nicht richtig deutsch zu schreiben, wovon auf 25 Blätt-
chen noch viele merkwürdige Beweise uns entgegentreten.

Es wird auch in Knittelversen à la Faust geredet:

Valentin:

Nun laßt uns denn nicht länger weilen,
Ich geh' und mache mich bereit.

Lucifer:

Wir können stündlich weiter eilen,
Wenn Ihr zu Hause fertig seyd.

Das Stück endet mit einer Scene à la Kuerbach's
Keller, (nur daß es hier die Bildergalerie ist),
mit Babilio's Worten: „So giebt der Teufel Unter-
richt,“ worauf der Zauber schwindet. — Als wir das
Büchlein durchgelesen, riefen wir mit Talbot:

„Unsinn, Du siegst und ich muß untergehen.“

Dann aber trösteten wir uns mit Herrn Grünwald's
Motto:

„Blumen kann wohl Jeder bringen,
Doch nicht Jeder ein Gedicht.“

Die Ausstattung dieses Büchleins ist sehr nett.

J. P. Lysler.

Napoleon's Ansichten von der Gottheit Jesu,
so wie von Religion, Priester- und Kirchenthum, Pro-
testantismus und Katholicismus. Durch D. G.
v. Ekedahl. Weimar, Voigt. 1842.

Eine mönchische Gule legt in dieser Schrift dem
Phönix des Jahrhunderts ihre Gedankeneier zum Aus-
brüten unter und vermischt sich die Begeisterung für den
großen Reformator auf dem Gebiete der Politik auch zum
Vorthelle der alleinseligmachenden Kirche auszubeuten.
Und dieses französische Organ transalpinischer Zwecke hat
im Mittelpuncte des Protestantismus einen Uebersetzer,
ja sogar einen Verleger gefunden. Das schöne weiße
Papier slicht gegen den nachtsfarbigen Inhalt mächtig ab.
Nk.

Neue Auflagen.

Eine Selbstschau. Von Heinrich Scholke. Zweite
unveränderte wohlfeilere Auflage. Karau, Sauer-
länder, 1842. gr. 8. Erster Theil: 348 Seiten.
Zweiter Theil: 314 Seiten.

Von wem könnte sie uns anziehender seyn und wer
könnte sie uns eindringender geben, diese Selbstschau, als
er der treffliche Mann, der neuerdings wieder, seit er
sich als Verfasser der Stunden der Andacht öffentlich
genannt, einen noch weit verbreitern Ruhm erlangt hat?
Er wird den innigsten Dank Aller dafür erhalten, denen
die Kenntniß eines solchen Gemüths und Geistes wichtig
und wohlthuend ist, und zugleich die erhöhtere Liebe und

Berehrung seiner früheren wie neuerworbenen Freunde und Werthschäzer dadurch gewinnen.

Das ganze Werk zerfällt in zwei wesentlich von einander gesonderte Theile. Dem ersten gab der Verf. selbst die Ueberschrift: Das Schicksal und der Mensch. Hier finden wir die eigentliche Selbstbiographie durch Kindheit, Wanderjahre, Revolutionsjahre und des Mannes Jahre bis zum Lebens-Sabbath. Wohl konnte er zum Motto der ersten Abtheilung die Stelle aus Heinrich von Ampringen nehmen:

Der Waisen ewiger Vater Du,
Ach, ganz verwaist steh ich jetzt in der Welt!

denn auch er stand früh als ein verwaistes Kind da. Wie aber hat er sich durchgearbeitet durch alles was ihn von Außen und Innen hinderte, bis zur „Selbsterlösung.“ (Seite 30.)

Nun beginnen seine Wanderjahre. Hier begleiten wir ihn nach Schwerin, wo er Hofmeister wurde, finden ihn dann als Theaterdichter mit der Burgheim'schen harmlosen Caravane und zu soliden Studien auf die Universität nach Frankfurt a. D. gehend, wo er später als Doctor legens auftritt. Wölher vertreibt ihn von dort und er flücht in die Schweiz, die nun auch sein steter Aufenthalt bleiben sollte. Das Seminar zu Reichenau fesselt ihn hier für längere und schöne Zeit, aber durch die Entscheidung des 19. Juli 1798 muß er als ein Geächteter auch von dort entfliehen.

Jetzt beginnen die Revolutionsjahre und hier wird sich für die meisten Leser eine Phase aus Ischolle's Leben entwickeln, die eben so wenig bekannt, als für die Würdigung seines Characters und seiner herrlichen Thätigkeit wichtig ist. Von den Stürmen der Schweiz, seines zweiten Vaterlandes umbraust, steht er nicht wie eine schroffe Klippe da, sondern sein Geist und Herz bieten einen Rettungshafen dar, welcher Tausenden zu Schutz, Hülfe und Heil gereicht. Doch endlich gelingt auch ihm „die Rückkehr in's Privatleben“ mit Ende des Jahres 1801. Hier begann auch sein Gemüthsfrieden wieder und zum Schlusse dieses Abschnittes erzählt er uns, wie sein Almontade entstanden, auf eine so ergreifende Art, daß wir es uns nicht versagen können, dieses Capitel hier wiederzugeben.

„Ein Traum, den ich, was etwas seltsam klingen mag, fast für mehr als Zufall hielt, obwohl mir eben kein Aberglaube aus Kinderjahren nachzuschleichen pflegte und ich gewiß war, daß kein blindes Ungefähr seine Hand in das göttliche Schicksalsgewebe strecken könne: ich sage, ein Traum, der, obwohl ich seinen

Ursprung erklären konnte, mir dennoch wie ein Gottes-Wink vorkam, führte mich zu dem Versuch, den Heimlichkranken das darzureichen, was meinen Seelenwunden Heilung geschafft hatte. Ich will ihn kurz erzählen. Er ist so viel und so wenig werth, als manch anderes Gelebtes; mir aber noch immer gegenwärtiger und lieber, denn viel anderes Geschehene.

An einem Morgen erwacht' ich aus ihm mit Thränen, die ich geweint hatte und noch fortweinte. An einem sandigen, öden Ufer des Meeres war ich einem schönen Jüngling begegnet, der die armselige Tracht und eiserne Kette eines gemeinen Verbrechers trug. In seinem blassen, etwas gesenkten Antlig lag der Ausdruck stillen Duldens, und es lächelte doch zugleich ein ganzer Himmel, wenn er sprach. Ich fühlte mich, wie in Verzauberung, zu ihm hingezogen. Und im Gespräch tauschten wir, wie Liebende, Seele um Seele. Es war Ueberirdisches in seinem Wesen. Und der graue Sträflingskittel und die klingenden Fesseln? — Er war ein Galeerensclav, hieß Almontade, ließ in jedem seiner Worte ungewöhnliche Geistesbildung und eine Gemüths-erhabenheit erkennen, die man in Personen seines schmachbedeckten Standes nicht erwartet.

Weil er Wohnungen und Leben unschuldiger Menschen, gegen Tigerwuth ihrer Tyrannen, hatte retten wollen, war ihm, zum Lohn seiner schönen That, Verdammung zu den Galeeren, ohne Urtheil und Recht, durch Nachspruch zu Theil geworden. Nun mußte er, ein reiner Jesusjünger, lebenslang dem Umgang der Edlern entzogen, aus der Fülle und Anmuth des Wohlstandes in's Elend bitterer Entbehrungen herabgestürzt, unter rohen Bösewichtern zubringen, die mit viehischen Lastern und Gräueln prahlten; mußte, was ihm auf Erden das Heiligste und Theuerste gewesen, Vaterland und Geliebte, zärtliche Verwandte und Freunde auf immer verloren geben; mußte, bis zum Grabe, ohne Möglichkeit einer Rechtfertigung, den Fluch der Welt, Verschmähung von Guten, Verspottung von Bösewichtern, mit sich schleppen; einsam in der Welt, jeder Unbill der Bitterung auf der Ruderbank Tag und Nacht preisgegeben, im langen Ungemach erkrankend, unter Peitschenhieben des rohen Guardians zitternd, vom Tode seine Erlösung erwarten. Ich hätte diesem Heiligen des Himmels zu Füßen sinken mögen; ich sank mit wehmüthiger Bewunderung in seine Arme. Da scholl Rettengerassel eines Zuges der Galeerensclaven heran. Mein Viebling mußte von mir scheiden; in ihre Reihen sich eingliedern. Ich weinte ihm nach und erwachte. Ich streckte sehnsüchtig die Arme nach dem entflohenen Traum aus, als

sollte ich aus den Fittigen des entweichenden Engels mir eine Feder reißen.

Noch in der ersten lebhaften Bewegung entwarf ich, am nämlichen Morgen, die Umrisse jener Erzählung, die nachher unter dem Namen: „Mamontade, der Galeerensclav,“ im Druck erschienen ist. Es war eben nicht darum zu thun, einem schönen Traum ein Denkmal zu stiften, obgleich man's zuweilen auch nichtigern Dingen setzt, sondern den Helbengeist wahrer Tugend, im hoffnungslosesten Elend zu schildern, mich selbst und vielleicht auch Andere dafür zu stärken. Denn nicht selten hatte ich mich schon gefragt, ob ich, bei gegenwärtigen religiösen Ueberzeugungen, unter allen Verhängnissen, in den Höhen des Glücks, wie in den Tiefen des Unglücks, festen Gleichmuth würde behaupten können? Ich hatte mich oft in die schmerzreichsten, verzweiflungsvollsten Zustände des Lebens hineingedacht, die mich treffen könnten, und mich darin jedem Uebel der Armut bloßgestellt gedacht; oder der öffentlichen Entehrung, der Schande des Kerkers, den Qualen der Krankheit, oder des Verlustes aller Liebe unter Menschen.

Wahrscheinlich hatten diese Spielereien der Einbildungskraft mir den Morgentraum zugeführt. Aber zugleich wollte ich im Mamontade meine Ansicht vom Werth des irdischen Daseyns und von göttlichen Dingen darstellen, so wie von der Macht solcher Ueberzeugungen in den Wechselln der Schicksale. Mehr noch war mir daran gelegen, denen einen Weg zur Seelenruhe zu zeigen, welche über das, was die höchste und geheimste Angelegenheit aller Sterblichen bleibt, in bangen Ungewissheiten verzagen und keinen Trost in Lehrbegriffen und Verheißungen ihrer Kirchenpartei finden, weil sie den Glauben daran unwiederbringlich eingebüßt haben. Für sie hüllte ich Alles in das leichte Gewand der Erzählung ein. Eine dürre, philosophische Abhandlung wäre etwa nur in die Hand dieses oder jenes Schulgerechten gerathen, um allenfalls die Schärfe seines Messers, im Zergliedern, zum Behuf eines kritischen Journals, zu versuchen.

Die Anzahl jener Heimlichkranken ist groß. Ich wußte es auch schon damals und ward späterhin durch Zuschriften mir ganz unbekannter Personen aus Deutschland und Frankreich davon belehrt, die gütig genug waren zu glauben, mir danken zu sollen. Wenn ich auch ganz gut fühlte, daß ich in solchen und ähnlichen Fällen auf keinen Dank Anspruch machen könne, that es doch dem Herzen wohl, zu wissen, eines der Saatkörner habe irgendwo Boden gefunden, dem er zusagte. —

Das Leiden so vieler unter Foltern eines religiösen Zweifels ist offenbar nicht ihre eigene, sondern die Verschuldung derer, welche, ohne selber auf dem Wege des Zweifels Wahrheit gefunden zu haben, unbekümmert und amtsmäßig das, was sie dafür empfangen und gedächtnistreu bewahrt haben, in Schulen und Kirchen lehrend austheilen; oder welche zuletzt das, was ihnen, als sie es selber lernten, in Rücksicht des Wahren oder Falschen, noch sehr gleichgültig gewesen seyn mochte, endlich für unerschütterliche Gewißheit halten, weil es in ihrem Gedächtniß unerschütterlich und mit dem übrigen Gewebe ihrer Vorstellungen verflochten worden ist. Weit entfernt, hier einen Vorwurf zu geben, kann ich auch solche Männer willig ehren und mein „Wohl ihnen!“ über sie und ihren sie beseligenden Glauben ausrufen, so lange sie nicht, in christuswidrigem Glaubenszorn über den irregewordenen Zweifler, oder jeden Andersdenkenden, den Stab brechen.

Wo Zweifel herrschen, besteht schon halbe Aufklärung, liegt schon unsichere Dämmerung über das, was vorher in einem Dunkel unbeachtet blieb, in das nun die ersten Lichtstrahlen des zur Selbstthätigkeit aufgegangenen Geistes gefallen sind. Gifre doch niemand gegen diese halbe Aufklärung, gegen diese beginnende Dämmerung in der Geisteswelt; denn sie ist Naturnothwendigkeit, göttliches Wirken, und breitet sich über die Niederungen des Menschengeschlechts aus, während dessen Höhen schon im Volllichte glänzen. Das alte Griechenland und das römische Weltreich wohnten in den Dämmerungen des Heidenthums, bevor die Christussonne aufgestiegen war, und als diese ihr erstes Morgenroth ausgoß, schlummerten die damals bekannten Gegenden der Erde noch lange im matten Zwiellicht halber Aufklärung, in einer Mengung des Altheidnischen und Neuchristlichen. Die Entwicklungsgeschichte der Nationen ist der Entwicklungsgeschichte jedes einzelnen Sterblichen ähnlich. Auch der Einzelne tritt aus dem Schlafe wie jene, zum Erwachen über, und aus verworrenem Geträume zum klaren Bewußtwerden. Wer vermag es, die alte Nacht mit ihrer Stille fest zu zaubern, wenn der vorrückende Tag einmal stärker leuchtet und lautes Leben aufregt, wo es vorher schlummerte? Niemand unter den Menschenkindern! — Vertraue doch Jeglicher, in der wunderbaren Ordnung der Natur und des Geistesreichs, der Macht und Weisheit ihres Schöpfers mehr als der eigenen! Ja wohl, selig sind die, welche glauben und nicht sehen; aber auch selig die, welche wissen, weil sie sehen.“

(Beschluß folgt.)